

»Gibt es denn für den Vielseitigen keine Unsterblichkeit?« fragt Ronald Knox in der Einleitung zu Hilaire Bellocs »Collected Verses«. Auf der Suche nach Belloc in den Buchläden Englands wollte ich diese Frage schon mit dem Ausruf »Belloc ist tot!« beantworten.

Belesene Freundinnen halfen mir jedoch weiter: »Belloc? Ich glaube, ich habe da noch ein Bilderbuch von ihm«, sagte Anne Hamilton, als ich sie in Chelsea besuchte, und sie hatte recht. »Belloc? Du hättest besser meine Mutter fragen sollen, die hat sich mit europäischer Geschichte beschäftigt«, sagte Jacky Mortimer, und auch sie hatte recht. »Belloc? Sie suchen Reiseliteratur?«, sagte die Antiquarin an der Charing Cross Road – und sah mir meine Verwirrung an.

Zu Beginn meiner neuen Bekanntschaft bewunderte ich zunächst die Beobachtungsgabe, die Bellocs Essays, aber auch seine Versdichtungen oder Reisebeschreibungen auszeichnet. Seine Biographien, etwa über Danton, Marie-Antoinette oder Cromwell, die grundsätzlich weniger Wert auf Wissenschaftlichkeit und Historizität als auf atmosphärische Verdichtung legen, gaben mir das Gefühl, daß der Autor selbst am Ort des Geschehens gewesen war. (Dies wird in gewisser Hinsicht auch zutreffen: Belloc nutzte jede Gelegenheit, sein Geburtsland Frankreich und seine Heimat England als Wanderer, Radfahrer und Segler zu erfahren.)

Das Urteil über Bellocs Vielseitigkeit fand ich am eindrücklichsten in den Essays bestätigt, in Zeitungen wie »The Morning Post« erschienen und später zusammengestellt unter sprechenden Titeln wie »On Nothing« (1908), »On Everything« (1909), »On Anything« (1910) oder »On Something« (1911). Hier erörterte Belloc neben philosophischen Themen wie »Erfahrung« oder »Unsterblichkeit« auch solche, die sonst einer literarischen Bemerkung kaum für würdig erachtet werden – und uns doch mehr betreffen als Marie-Antoinette oder Cromwell: »Der Nebel«, »Über die Luft der Dordogne« – oder auch »Über die Herstellung eines Omelettes«. Dabei erlag er zuweilen der hermeneutischen Bedingtheit all unserer Erfahrung: Was er wahrnahm, war geprägt durch die androzentrische Perspektive des anglo-französischen Gentleman, der seine humanistische Bildung und journalistisch geschärfte Wahrnehmungskraft zudem mit einer ultramontanistisch geprägten Skepsis gegenüber der Moderne und mit einem zweifel-

haften Schatz an anti-protestantischen, anti-deutschen und anti-semitischen Vorurteilen verband – deutlich vor allem in seinen Stellungnahmen zur Reformationsgeschichte oder in der von Theodor Haecker übersetzten Abhandlung »The Jews« (1922, überarbeitet 1937, deutsch 1927).

Überblickt man die literarischen Gattungen, mit denen sich Belloc beschäftigte, so scheint eine zu fehlen: die Autobiographie. Als der 76jährige Belloc in einem Interview dahingehend befragt wurde, gab er die provozierende Replik: »Nein. Kein Gentleman schreibt über sein Privatleben. Außerdem hasse ich es zu schreiben. Ich hätte überhaupt nie ein einziges Wort geschrieben, wenn ich es hätte ändern können. Ich habe immer nur für Geld geschrieben.«

Hinter dieser seltsamen und wenig glaubhaften Zurückweisung kann man ein kokettierendes Understatement vermuten, vielleicht aber auch eine unbewußte gedankliche Vorwegnahme seiner heute so geringen literaturgeschichtlichen Bedeutung spüren – eine Vorwegnahme, die bereits fünfzehn Jahre früher in einem Essay über »Die verlorenen Dinge« in den folgenden Worten angeklungen war:

*Aber schließlich sollte man sich nicht allzusehr darüber wundern, daß materielle Dinge in so launenhafter Weise verschwinden konnten. Die Zeit, welche die Römerstadt Timgad (an der Saharagrenze) verschont hat, so daß sie wie eine dächerlose Stadt von gestern aussieht, dieselbe Zeit hat Laimboesis vom Erdboden rasiert. Die beiden Städte waren Nachbarn – die eine wurde genommen, die andere gelassen – und da gibt es keinen Schatten eines Grundes, den irgendein Mensch dafür anführen könnte. Nein, man sollte sich nicht so sehr wundern, denn ein noch viel größeres Wunder ist das plötzliche Verhauchen und Vergehen der großen Bewegungen der menschlichen Seele. Daß das, was unsere Vorfahren leidenschaftlich glaubten oder bestritten, bei ihren Nachkommen in ein, zwei Generationen sinnlos, absurd und falsch werden kann – das ist das größte Wunder und die größte Tragödie von allen.*

*Lesehinweis:* H. Belloc, Gespräch mit einer Katze, Zürich 1940

*Desmond Bell*